

Nola nicht genommen, und ich habe auch keine Ahnung, wer ihn gestohlen hat.“

„Das ist eine Lüge!“

„Ich —“

„Wir haben den Stein nicht in Ihrer Wohnung gefunden. Wir haben Sie seit Sonntag ständig unter Beobachtung gehalten und wissen, daß Sie ihn nicht aus der Hand gegeben haben. Notwendigerweise müssen Sie ihn also bei sich haben.“

„Nein.“

„Ich rate Ihnen, dies Wort nicht noch einmal auszusprechen!“

Die Antwort: „Ich muß!“ formte sich auf Lestrovas Lippen, doch hielt er sie wohlweislich zurück.

„Überlegen Sie sich's gut,“ fuhr der andere fort, „ich gebe Ihnen zehn Minuten Zeit. Wenn ich nach Ablauf dieser Frist nicht im Besitz des Schmuckes bin, drücke ich ab.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte Lestrova, „daß Sie Ihre Drohung ernst meinen.“ Und er verspürte ein leichtes Frösteln.

Was tun? Lestrova lehnte sich zurück und schloß die Augen. Er wunderte sich plötzlich über seine Kaltblütigkeit.

Zehn Minuten durfte er noch leben! Genau nach zehn Minuten würde ein schmales Geschoß die unerbittlich drohende Mündung dort verlassen, und sein Leben würde verlöschen wie eine Kerze.

Giuseppe Lestrova war sich dessen vollkommen bewußt. Es war eine verzweifelte Lage, und Lestrova wußte es. Er sagte sich:

„Wenn ich ihnen den Diamanten gebe, komme ich mit dem Leben davon. Aber ich habe ihn nicht. Ich habe ihn nie besessen. Meine einzige Chance demnach ist, ihn zu finden. Er wird nicht leicht zu finden sein. Ein geschickter Detektiv könnte ihn vielleicht aufspüren, wenn er Zeit hätte. Er würde dazu zehn Tage brauchen, vielleicht sogar zehn Wochen. Ich habe zehn Minuten — und auch die nicht mehr ganz. Wer von den Gästen kann — Halt! da fällt mir etwas ein!“ Lestrova dachte einige Zeit so angespannt nach, daß er wie zur Statue erstarrt regungslos dasaß.

„Noch fünf Minuten!“ meldete die unerbittliche Stimme.

Lestrova hörte es nicht. Sein Gehirn arbeitete mit einer Intensität wie noch nie in seinem Leben zuvor.

„Drei Minuten!“

Lestrovas Lippen bewegten sich, doch drang kein Wort zu den aufmerksam Lauschenden.

„Zwei!“

„Ja, ja,“ murmelte Lestrova, „ich muß den Besitzer ermitteln!“

„Eine Minute!“

Lestrova öffnete die Augen. „Keine Aufregung,“ sagte er ruhig. „Sie sollen den Diamanten bekommen: ich glaube jetzt zu wissen, wer ihn gestohlen hat, und ich werde ihn Ihnen verschaffen.“

„Verdammt Narr, der Sie sind, glauben Sie, mich auf diese Weise übertölpeln zu können?“

„Ich will Sie nicht übertölpeln. Sie sollen den Diamanten bekommen; sie sollen ihn bekommen, ehe Sie dieses Zimmer verlassen haben. So lautete doch Ihre Bedingung, nicht wahr? Schießen Sie, wenn Sie wollen, aber hören Sie mich erst an!“

Die beiden Männer wechselten einen schnellen Blick.

„Glauben Sie, daß ich mich wegen eines Schmuckes, den ich gar nicht mit mir nehmen konnte, morden lassen möchte?“ fuhr Lestrova fort. „Hören Sie zu. In jener Nacht ereignete sich ein geringfügiger Zwischenfall, der Ihrem Beobachter gar nicht aufgefallen ist. Folgendes nämlich: Als ich den Balkon entlangschritt, stieß ich mit dem Fuß an einen harten Gegenstand. Es war genau vor der Tür zum Ankleideraum der Gräfin Nola. Der Gegenstand war eine gewöhnliche Bruyèrepfeife. Als ich sie aufhob, merkte ich, daß der Kopf noch etwas warm war. Diese Pfeife, fühle ich, wird mir das Leben retten. Hier liegt sie, auf dem Tisch vor mir. Wollen Sie mir gütigst gestatten, sie näher zu untersuchen?“

Lestrova streckte die Hand nach ihr aus. Die enorme Ruhe und Sicherheit, mit der er sprach und handelte, wirkte überzeugend. „Ihr erster Gedanke“, fuhr er fort, „wird sein, daß diese Pfeife mir gehört. Das ist nicht der Fall. Ich rauche niemals Pfeife. Glücklicherweise steckte ich diese Pfeife in